

## Rezensionen<sup>1</sup>

Katrinette Bodarwé: *Sanctimoniales litteratae. Schriftlichkeit und Bildung in den ottonischen Frauenkommunitäten Gandersheim, Essen und Quedlinburg*, Münster 2004, 557 S.

Schriftlichkeit dient seit jeher als Schlüssel zur Bildungskultur vergangener Zeiten. Katrinette Bodarwé dient sie in ihrer Dissertation als Zugang zu den Sanctimonialen, also den Nonnen, des 10. und 11. Jahrhunderts. Das verzerrte Bild, das bisweilen noch heute von religiösen Frauengemeinschaften gezeichnet wird, als Versorgungsanstalten unverheirateter Töchter, möchte Bodarwé korrigieren. Über die Untersuchung des Gebrauchs von Schriftlichkeit strebt sie an, eine eigenständige Forschung zu Frauenkonventen, abgekoppelt von den monastischen, zu etablieren.

Die Autorin leistet in ihrem Buch, gestützt auf profunde paläographische und epigraphische Kenntnisse, eine akribische wissenschaftliche Beweisführung. Sie zeigt stichhaltig, dass wenigstens für die behandelten Kommunitäten Essen, Gandersheim und Quedlinburg die Sanctimonialis litterata nicht abzustreiten ist. Vielmehr war es für die Nonne nur möglich, ein religiöses Leben im Rahmen eines Stiftes zu führen, wenn sie lesen konnte, was gleichzeitig auch die Beherrschung der lateinischen Sprache einschloss, und sie der Gebrauchsschrift mächtig war.

Bodarwés Buch gliedert sich in neun Kapitel. In der Einleitung legt Bodarwé schlüssig die Wahl ihrer Begrifflichkeit dar und führt in den historischen Hintergrund und die jeweiligen Verhältnisse der gewählten Stifte ein. Ein eigenes Kapitel ist den Lehrerinnen und Schülerinnen gewidmet, die erst in einem Alter aufgenommen wurden, in dem sichergestellt war, dass sie auch lesen lernen konnten. In ihrem ausführlichsten Kapitel zu „Schreiben, Schriftnutzung und Skriptorien“ zeigt Bodarwé u.a., dass gerade die Essener Schreibschule über ausgebildete Schreiberinnen verfügen musste. Dass diese sich wiederum auch als solche wahrnahmen, zeigt ein Nachtragsatz in einem karolingischen Evangeliar: „Wer nicht zu schreiben versteht, glaubt nicht, dass es Arbeit ist.“ (S.164) Bodarwé stellt somit heraus, dass Frauen – entgegen der Lehrmeinung – geschrieben haben, sowohl zur Vervielfältigung als auch, wenn auch seltener, für Prachtbände. In diesem Zusammenhang analysiert Bodarwé ausführlich die Buchbestände in

---

<sup>1</sup> Die nachfolgenden Rezensionen sind im Rahmen einer im Wintersemester abgehaltenen Übung an der Universität Duisburg-Essen unter der Leitung von Frau Dr. Simone Derix angefertigt worden. Kommentare zu den Rezensionen bitte an die Redaktion schicken. Sie werden weitergeleitet.

Essen, Gandersheim und Quedlinburg in ihrer Besonderheit. In weiteren Kapitel geht Bodarwé den „Formen der alltäglichen Schriftlichkeit“ sowie anhand der Buchbestände dem „Lesen in den ottonischen Frauengemeinschaften“ nach. Das Kapitel über „Autorinnen“ rückt die Beschäftigung mit Hrotsvit von Gandersheim, eine der berühmtesten Dichterinnen des frühen Mittelalters, in den Vordergrund. Im abschließenden inhaltlichen Kapitel beschäftigt sich Bodarwé mit der Frage, was Bildung im Frühmittelalter bedeutete. Ein umfangreicher, sorgfältig zusammengestellter Katalog der herangezogenen Handschriften rundet die Publikation ab.

Bodarwés Dissertation bietet einen beeindruckenden Einblick in die Welt der gebildeten Frau der ottonisch-salischen Epoche in den genannten Frauengemeinschaften, der nur wegen der von der Autorin selbst reflektierten Überlieferungslücken fragmentarisch bleiben muss. Die Studie besticht durch einen gut verständlichen Stil und den umfassenden Anmerkungsapparat, der, dies sei angemerkt, profunde Lateinkenntnisse voraussetzt. Mit „Sanctimoniales litteratae“ hat die Autorin eine hervorragende, für die Forschung wegweisende Dissertation vorgelegt.

Nina Schnittger

**Peter Dohms (Hrsg.): Kleine Geschichte der Kevelaer-Wallfahrt – Von den Anfängen bis heute, Kevelaer 2008, 194 S.**

Um die Weihnachtszeit des Jahres 1641 kehrte der Händler Henrick Buschmann von einer Geschäftsreise zurück. Kurz vor Kevelaer vernahm er eine Stimme, die ihn aufforderte, an genau dieser Stelle ein Heiligenhäuschen zu bauen. Er hörte die geheimnisvolle Stimme noch zwei weitere Male, und wenige Monate später hatte seine Frau eine nächtliche Vision, in der sie ein Häuschen mit einem Papierbildchen der Jungfrau Maria sah. Das Heiligenhäuschen wurde gebaut und schon bald begannen Gläubige, nach Kevelaer zu pilgern und von ersten Wunderheilungen zu berichten. Die Kevelaer-Wallfahrt war geboren. Heute ist Kevelaer Nordwest-Europas größter Wallfahrtsort und wird jährlich von bis zu einer Million Menschen besucht.

Diese Entwicklung will der hier anzuzeigende Sammelband beleuchten. Dabei erhebt der Herausgeber Peter Dohms den Anspruch, mit diesem Werk „sowohl dem frommen Pilger einen ersten Leitfaden an die Hand zu geben, als auch dem Fachhistoriker verlässliche, durch den neuesten Stand der Forschung abgesicherte Informationen zu präsentieren“ (S. 8). Ein ehrgeiziges Vorhaben, da die Autoren ein Gleichgewicht zwischen Wissenschaftlichkeit und Behutsamkeit im Umgang mit religiösen Anschauungen halten müssen.

In vier Aufsätzen wird die Entwicklung der Kevelaer-Wallfahrt chronologisch nachgezeichnet. Robert Plötz erklärt, warum gerade an diesem Ort ein so wichtiger Wallfahrtsort entstand. Wilhelm van Aaken geht der Entstehungsgeschichte und den Anfangsjahren der Kevelaer-Wallfahrt nach. Peter Dohms beschäftigt sich mit der Zeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, und Rainer Killich geht in seinem Aufsatz besonders auf die letzten beiden Jahrzehnte dieses Jahrhunderts ein, in die Großereignisse wie der Papstbesuch 1987 fielen. Im fünften Aufsatz befasst sich Astrid Gritten mit den architektonischen Besonderheiten der religiösen Bauten Kevelaers.

Dem Autorenkollektiv gelingt der schwierige Balanceakt zwischen Forschung und Feingefühl sehr gut. Die Erscheinungen und Wunderheilungen werden nicht abgewertet und als Ausdruck einer übersteigerten Volksfrömmigkeit abgetan. Vielmehr enthalten die Autoren sich einer Wertung und beschränken sich darauf, die Umstände der Ereignisse zu schildern, ohne mögliche religiöse Gefühle zu verletzen. Gleichzeitig diskutieren die Artikel Thesen der neueren Forschung. So setzt sich der ehemalige Kevelaerer Studiendirektor Wilhelm van Aaken mit den Thesen des Kunsthistorikers und Heimatforschers Peter Lingens auseinander, der die Echtheit der Geschichte zum Ursprung der Kevelaer-Wallfahrt in Zweifel gezogen hatte.

Insgesamt wird die „Kleine Geschichte der Kevelaer-Wallfahrt“ sowohl den Bedürfnissen religiös motivierter Leser als auch den Ansprüchen historisch Interessierter gerecht. Sie ist zudem sehr gut geeignet, um sich einen ersten Eindruck über die Geschichte der Stadt, ihrer Umgebung und dem Ursprung und der Entwicklung der Wallfahrt zu verschaffen.

Lena Maria Kaiser

**Wilhelm Damberg/Johannes Meier: Das Bistum Essen 1958-2008. Eine illustrierte Kirchengeschichte der Region von den Anfängen des Christentums bis zur Gegenwart, München 2008, 287 S.**

In ganz seltenen Fällen gelingt es einem historischen Werk, den Leser auf eine facettenreiche Reise in die Vergangenheit mitzunehmen. Ein gelungenes Beispiel hierfür ist der hier zu besprechende Band von Wilhelm Damberg und Johannes Meier, der erstmals den Versuch unternimmt, die Geschichte des neuen Bistums Essen sowie seine Vorgeschichte auch im Kontext der wirtschaftlichen und sozialen Gesamtentwicklung der Region Essen darzustellen. Auf Grundlage von Quellen aus der Essener Domschatzkammer, dem Essener Bistumsarchiv und dem Historischen Archiv des Erzbistums Köln zeichnen die Autoren den Verlauf der rund 1200-jährigen Kirchengeschichte zwischen Ruhr und Lenne nach. 400, oft farbige Abbildungen, Karten und Aufstellungen tragen zur Anschaulichkeit der

historischen Entwicklung bei. Ausführliche Kommentare zu jedem Bild erlauben dabei unmittelbare Einblicke in ausgewählte Abschnitte der Geschichte, ohne zu vertiefter Lektüre der Ausführungen im Fließtext zu verpflichten.

Der Bildband ist in 19 Kapitel untergliedert. Im ersten Teil des Buches behandelt Johannes Meier, Professor für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit sowie für Religiöse Volkskunde an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, das Mittelalter und die Frühe Neuzeit. Er behandelt die Zeit der Christianisierung, der Klostergründung in Werden und der Gründung des Essener Frauenstiftes im Mittelalter bis hin zur Zeit der Säkularisation. Dabei beschreibt er die Geschichte von Religion und Kirche in der wechselseitigen Beziehung mit politischen, ökonomischen und sozialen Entwicklungen. Meier thematisiert die Konfrontation der katholischen und lutheranischen Kirche auf lokaler Ebene seit der Reformation etwa am Beispiel des Prozesses „Essen contra Essen“. Hier werden zugleich die Besonderheiten der konfessionellen Koexistenz im rheinisch-westfälischen Raum greifbar.

Im zweiten Teil des Buches beleuchtet Wilhelm Damberg, Professor für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Ruhr-Universität Bochum, die Folgezeit bis in die Gegenwart. Er arbeitet die dramatische technologische, soziale, politische und kulturelle Dynamik des Zeitalters der Industriellen Revolution und der nationalen Bewegungen im Ruhrgebiet heraus und versteht diese Entwicklungen letztlich als Vorbedingung für die Gründung des neuen Bistums Essen im Jahre 1958 (S. 179). Dabei analysiert Damberg auf der Basis von Umfragen und Statistiken auch die Veränderungen im religiösen Bewusstsein im Zuge der industriellen Entwicklung.

Das reich bebilderte Buch bietet einen guten Überblick über die Geschichte des Bistums Essen. Darüber hinaus erlangen aktuelle religiöse Fragen der Gegenwart im Licht der historischen Ausführungen eine bemerkenswerte Tiefenschärfe. Das umfangreiche Anschauungsmaterial ermöglicht auch einem breiteren Publikum den Zugang zur komplexen Kirchengeschichte der Region.

Lena Krivobokova

**Herbert Elzer: Zwischen Rheinstaat und Westeuropäischem Bündnis. Großbritannien, Frankreich und die kleineren alliierten Nachbarn und die Besetzung Nordwestdeutschlands 1945, Essen 2006, 264 S.**

Bereits 1944 war absehbar, dass der Sieg der Alliierten bevorstand. Deutliche militärische Erfolge wurden erzielt, und die alliierten Truppen rückten immer weiter vor. Parallel zu den kriegerischen Handlungen mussten die Alliierten mit den Planungen für die Zeit nach Kriegsende beginnen. Wie sollte man mit dem besiegten Gegner umgehen? Welche Regelungen zur Besetzung Deutschlands

sollten getroffen werden? Vor diesen und anderen Fragen standen vor allem die „Großen Drei“: die USA, die Sowjetunion und Großbritannien. Doch auch andere Länder, wie Frankreich, beanspruchten ein Recht auf Mitsprache.

Genau an dieser Stelle setzt der Historiker Herbert Elzer ein und analysiert das Schwanken zwischen zwei unterschiedlichen Plänen für den Nachkrieg: das Konzept eines „Rheinstaats“ (Rhenania) einerseits und eines „Westeuropäischen Bündnisses“ andererseits. Elzers in fünf Teile gegliederte Studie stützt sich auf die Akten des *Public Record Office* in London, die bisher für dieses Thema nicht zufriedenstellend herangezogen wurden. Auf Grundlage der britischen Akten werden vor allem die politischen Interaktionen der Alliierten ausführlich beschrieben. Besonderes Augenmerk legt Elzer dabei auf Großbritannien, das immer wieder als treibende Kraft in Erscheinung tritt. Ausführlich betrachtet er zudem Frankreich und Belgien und bezieht auch die Beziehungen zwischen Großbritannien und den Niederlanden, Dänemark sowie Norwegen in seine Überlegungen ein.

Im ersten Teil dieser konzisen Studie stellt der Autor die allgemeine Lage gegen Kriegsende dar. Eine präzise Analyse der Verhältnisse zwischen den einzelnen Staaten und ihrer jeweiligen innenpolitischen Situation bildet den Grundstein für Elzers weitere Ausführungen. Elzer stellt hier auch ausführlich die Institutionen und Personen vor, die entscheidenden Einfluss auf die damaligen Verhandlungen hatten. Der zweite Teil der chronologisch aufgebauten Untersuchung konzentriert sich auf die Beziehung zwischen Großbritannien und Frankreich, vor allem auf de Gaulles Pläne eines *Rhenania*. Die radikale Idee eines eigenständigen Staates, der das Rheinland bis hinauf nach Köln umfassen sollte, stellt Elzer sehr ausführlich dar. Er thematisiert die Reibungspunkte zwischen Belgien, Frankreich und Großbritannien ebenso wie ihre gleichwohl vorhandenen gemeinsamen Interessen, etwa die Unterstützung des geschwächten britischen Militärs durch Kontingente der westeuropäischen Verbündeten, allen voran Belgiens. Im dritten Teil befasst sich die Studie schließlich mit Belgien. Dieser „kleine Verbündete“ schien sich nicht mit den Plänen de Gaulles arrangieren zu wollen. Dahinter stand laut Elzer die Angst vor einem übermächtigen Frankreich und die Sorge, keine der „guten Teile“ Deutschlands zu erhalten. Hier kam nun das zweite Konzept für den Nachkrieg zum Tragen: die Schaffung einer *Western European Group*. Diesem Staatenbund sollten Belgien, die Niederlande, Luxemburg, Dänemark und Norwegen angehören – und selbstverständlich auch Großbritannien, das für sich eine herausgehobene Position erhoffte. Es gelingt Elzer, das Abwägen der einzelnen Interessen und das politische Kalkül, die damit verbundenen Absprachen, Hinhaltenaktiken und Rivalitäten der einzelnen Verhandlungspartner, aus unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten. Dabei zeigt sich, dass die Aufteilung und Besetzung der deutschen Territorien keineswegs ein fließender Prozess mit reibungslosem Ablauf war. Dass der komplexe Aushandlungsprozess der

Alliierten mit Verzögerungen einherging, wird im letzten Teil der Studie anschaulich, in dem Elzer die Okkupation Deutschlands in den Mittelpunkt stellt. Immer wieder blockierten politischer Stillstand und teilweise stark verhärtete Fronten den Ablauf, bis letztlich die kleineren Alliierten in die britischen Besatzungszone eingebunden werden konnten und Frankreichs eine eigene Besatzungszone erhielt. Elzer gelingt es in seiner klar und präzise argumentierenden Studie, das Wechselspiel zwischen politischem Kalkül und dem Umgang mit den gegebenen Möglichkeiten aufzuzeigen. Letztlich bedingte dieses Wechselspiel das Schwanken zwischen den beiden Konzepten. Aufgrund der von Elzer dargelegten Gedankengänge und Handlungen der damaligen Entscheidungsträger wird deutlich, dass letztlich keines der beiden eingangs genannten Konzepte umgesetzt wurde. Eine Zerstückelung Deutschlands in kleine separate und eigenständige Staaten blieb ebenso aus wie die Bildung einer westeuropäischen Vereinigung, die das eroberte Territorium hätte verwalten sollen.

Martin Heinritz

Guillaume van Gemert/Dieter Geuenich (Hrsg.): *Gegenseitigkeiten. Deutsch-niederländische Wechselbeziehungen von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, Bottrop und Essen 2003, 216 S.

Deutschland und die Niederlande sind zwei Staaten, die seit Jahrhunderten miteinander in Kontakt stehen und heute wichtige Mitgliedsstaaten in der EU darstellen. Wie aber entwickelten sich die Beziehungen zwischen diesen Ländern in den Bereichen Kultur, Wirtschaft und Bildung von der frühen Neuzeit und bis hin zum Anfang des 20. Jahrhunderts? Was hielten die beiden Völker voneinander?

Diesen Fragen widmet sich der hier besprochene Sammelband, der als fünfter Band der Schriftreihe der Niederrhein-Akademie erschienen ist. Insgesamt beinhaltet er acht Aufsätze, die trotz der Unterschiedlichkeit der Themen einen roten Faden deutlich erkennen lassen. Allen Beiträgen liegt die Frage zu Grunde, wie sich Änderungen der Staatsordnung, der Wirtschaft und des gesellschaftlichen Lebens beider Länder auf die gegenseitige Wahrnehmung im Laufe der Jahrhunderte auswirkten. Horst Lademacher zeigt etwa in „Die Vielfalt der Identität“ auf, wie Niederländer sich selbst wahrnahmen und wie sich Änderungen in der Staatsordnung der Niederlande oder der Verlust der Vormachtstellung in der Welt auf ihre Selbstwahrnehmung und das Bild der anderen europäischen Staaten von den Niederlanden auswirkten.

Hansjoachim Hennig untersucht in seinem Aufsatz „Beiderseits der Grenze“ die wirtschaftliche Entwicklung des Gebiets östlich und westlich der Maas. Entlang beider Grenzen spielte das Verwaltungssystem eine große Rolle und damit

verbunden die jeweils gewährten Freiheiten. Hennig bezieht auch die geographischen und klimatischen Bedingungen in seine Überlegungen ein. So gewährten die jährlichen Überflutungen im Nordwesten einen fruchtbaren Boden, welcher sehr gut für die landwirtschaftliche Nutzung geeignet war. Der weniger ertragreiche Boden im Süden hingegen förderte die Viehwirtschaft in diesem Gebiet. So entstanden unterschiedliche Wirtschaftsstrukturen nebeneinander. Aber nicht nur das Staatsleben und die Wirtschaft hatten Einfluss auf die deutsch-niederländischen Verhältnisse, sondern auch die Konfession. Verdeutlicht wird dies in den beiden von verfassten Aufsätzen „Wahrheit, Wohlfahrt, Religion“ (Eckehart Stöve) und „Zwischen den Kulturen“ (Jörg Engelbrecht), die verdeutlichen, dass unterschiedliche Konfessionen ein gravierendes Hindernis für gegenseitige Toleranz und für die Umsetzung gemeinsamer Projekte, wie z.B. die Bildung der Duisburger Universität in der Mitte des 16. Jahrhunderts, darstellen konnten.

Besonders interessantes Quellenmaterial stellen die Briefe deutscher Reisender dar, die Wilhelm Amann in seinem Beitrag „Glückliche Republik“ analysiert, da sie die Niederlande aus sehr unterschiedlichen Perspektiven betrachten und daraus entsprechend sehr unterschiedliche Urteile resultieren. Die drei Aufsätze „Abgrenzungen – Annäherungen“ von Guillaume van Gemert, „Was die Waage hält...“ von Christiaan Janssen und „Kannitverstan“ von Dieter Heimböckel analysieren schließlich die Geschichte der kulturellen Beziehungen zwischen den beiden Ländern.

Wenngleich einige Beiträge nicht immer einfach zu lesen sind, fällt das Fazit insgesamt positiv aus, da der Band die Vielfältigkeit und Wechselseitigkeit der deutsch-niederländischen Beziehungen überzeugend erschließt.

Elena Polkanova

### **Peter Lings: Zwischen Judengasse und Kapellenplatz. Spuren einer Familie in Frankfurt und Kevelaer, Kevelaer 2008, 130 S.**

Frankfurt am Main und Kevelaer am Niederrhein: 300 Kilometer weit voneinander entfernt und doch Ausgangspunkte einer Familiengeschichte, die Peter Lings auf 130 Seiten nachzeichnet.

Lings beschreibt zwei Zweige einer Familie, wie sie unterschiedlicher kaum sein können: Während der rheinische Teil der Familie, die von den Wyenberghs, Ende des 19. Jahrhunderts von Kempen nach Kevelaer zog und dort durch eine Goldschmiedewerkstatt, gegründet von Franz-Wilhelm van den Wyenbergh, zu Anerkennung und Reichtum gelangte, kämpfte der Frankfurter Teil, die Brettenheims, um seine Existenz. Die Brettenheims – der Name erlosch durch die Heirat seiner letzten Trägerin, Louise, mit Carl van den Wyenbergh im Jahre 1912 – wanderten Ende des 18. Jahrhunderts als jüdische Einwanderer in die bis 1866

Freie Reichsstadt Frankfurt am Main ein. Frankfurt hatte zu dieser Zeit eine große jüdische Gemeinde, die sich allerdings bis 1811 einem Ghetto-Postulat ausgesetzt sah. Erst durch die Eingliederung der Stadt in den Staat Preußen besserte sich allmählich die Lage der jüdischen Bevölkerung. Die Repressalien bekamen zuvor vor allem Julius und Heinrich Brettenheim zu spüren, deren Lebensgeschichte Lingens als Ausgangspunkt seiner Dokumentation wählt. Auf der Grundlage aussagekräftiger Quellen aus dem Frankfurter Stadtarchiv gelingt es Lingens, die Biographie der beiden Brüder sorgfältig aufzuarbeiten. Lingens macht deutlich, dass die gute Quellenlage auf die Praxis der städtischen Behörde zurückzuführen ist, die Juden zwang, sich nahezu jede Handlung des alltäglichen Lebens bewilligen zu lassen. Er veranschaulicht dies an den großen Mühen der Brüder, geschäftlich Fuß zu fassen, zu heiraten oder aber das Bürgerrecht zu erhalten.

Besser hatte es da Heinrich Brettenheim junior, der Vater der späteren Louise van den Wyenbergh. Er war Bürger der Stadt Frankfurt und saß im Vorstand einer Bank. An seinem Beispiel und an dem seiner Tochter Louise zeigt sich deutlich, dass jüdisches Leben in Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert stark kontextgebunden und keinesfalls pauschal zu beurteilen ist. Louise lernte ihren Ehemann Carl van den Wyenbergh, den zweitgeborenen Sohn des Unternehmensgründers Franz-Wilhelm, auf einer Zeichenakademie in Hanau kennen. Sie heirateten und ließen sich in Frankfurt nieder. Nach Carls Militärdienst im Ersten Weltkrieg und dem Betrieb eines Goldschmiedegeschäfts auf dem Frankfurter Römerberg, zogen Carl, Louise und deren gemeinsame Tochter Magda 1921 nach Kevelaer, um die Nachfolge Franz-Wilhelm van den Wyenberghs anzutreten. Seine Goldschmiede stellte vor allem Kunstgegenstände für Kirchen her und vertrieb diese national sowie in den Niederlanden, die von der Hyperinflation des Jahres 1923 nicht betroffen waren.

Die Quellenlage zur Geschichte der Familie in Kevelaer stellt Lingens als dürftig dar und stützt seine Ergebnisse für diesen Zeitraum vorwiegend auf Interviews. Die Werkstatt wurde nach Recherchen des Autors in den dreißiger Jahren geschlossen. Neben großer Konkurrenz – zu der Zeit firmierten in Kevelaer 18 Werkstätten unter der Bezeichnung „Goldschmiede“ – und finanziellen Engpässen des größten Auftraggebers, der Katholischen Kirche, führt Lingens vor allem ein Zerwürfnis der Familie van den Wyenbergh mit den lokalen Geistlichen an. Ein Neuanfang in dem im Zweiten Weltkrieg stark beschädigten Kevelaer und nach dem Tod Louises 1945 missglückte, und Carl van den Wyenbergh betrieb letztlich sein Handwerk nur noch im privaten Rahmen als Rentner in einer Werkstatt im Garten.

Peter Lingens zeigt in seiner exzellent recherchierten Familiengeschichte, dass in dem katholischen Wallfahrtsort Kevelaer, entgegen der bisher vorherrschenden Annahme, auch jüdische Mitbürger lebten. Über die Geschichte der van den Wyenberghs und Brettenheims eröffnen sich dem Leser immer wieder tiefe



Einblicke in das deutsch-jüdische Zusammenleben seit dem 19. Jahrhundert. Daher ist die Veröffentlichung auch interessant für ein nicht nur an der Lokalgeschichte Kevelaers interessiertes Publikum. Wenngleich der Kevelaer Teil der Familiengeschichte mit Blick auf die schlechte Quellenlage vage bleiben muss, handelt es sich bei Lingens Publikation insgesamt um eine sorgfältig erarbeitete Studie, die einen wichtigen neuen Beitrag zu Kevelaer Lokalgeschichte sowie zur Geschichte der Juden in Frankfurt liefert.

Markus Krümpel

**Clemens von Looz-Corswarem/Georg Mölich (Hrsg.): Der Rhein als Verkehrsweg. Politik, Recht und Wirtschaft seit dem 18. Jahrhundert, Bottrop 2007, 181 S.**

Der vorliegende Sammelband, hervorgegangen aus der Tagung des Landschaftsverbands Rheinland anlässlich des 175-jährigen Jahrestags der Mainzer Schifffahrtsakte 2006, zeichnet chronologisch die Geschichte des Rheins in der Neuzeit nach.

Den Reigen der Beiträge eröffnet Clemens von Looz-Corswarem mit „Der Rhein als Verkehrsweg im 18. Jahrhundert“. Seine Ausführungen zur Verkehrsgeographie, zur Bauart verschiedener Schiffstypen und zur Entstehungsgeschichte des Zollrechts bieten das Rüstzeug für den Einstieg in das Thema. Allerdings wären hier weitere Illustrationen zu den schiffbaulichen Aspekten wünschenswert gewesen. Im zweiten Aufsatz zeichnet Klaus Müller die politischen und rechtlichen Veränderungen der Rheinschifffahrt zwischen 1789 und 1814 nach. Eine wesentliche Zäsur stellt hier die Oktroikonvention von 1804 dar, die den Grundstein für die Entwicklung einer freien Rheinschifffahrt legte. In einem anschließenden Aufsatz analysiert Dieter Strauch aus fachjuristischer Sicht die für die Rheinschifffahrt bedeutendsten Gesetze zwischen 1815 und 1868. Einen interessanten technikgeschichtlichen Beitrag bietet Bernhard Weber-Brosamer zur Einführung der Dampfschifffahrt auf dem Rhein und ihren wirtschaftspolitischen Auswirkungen. Der Aufsatz, der den Zeitraum von 1816 bis 1868 behandelt, berührt auch die Folgen für die althergebrachte Segel- und Treidelschifffahrt und deren Betreiber. Gleichsam pro domo spricht Frits R. Loozeijer in seinem Beitrag über die internationale Rheinschifffahrtspolitik und ihre Folgen für die Binnenschifffahrt und den Schiffsbau in den Niederlanden zwischen 1831 und 1940. In diesem mit geographischen Angaben gespickten Aufsatz – eine übersichtliche Karte wäre hilfreich gewesen – beleuchtet er die niederländischen Interessen, Probleme und deren Auswirkungen auf die Rheinschifffahrt. Besonders wertvoll erscheinen dabei die vergleichenden Untersuchungen für das Jahr 1937. Im Mittelpunkt des Artikels von Martin Schlemmer steht der Einfluss allgemeiner wirtschaftlicher Entwicklungen auf die Rheinschifffahrt in den zwanziger Jahren. Hierbei nimmt der Ausbau des Schienenverkehrs und dessen Folgen für die Binnen-

schifffahrt einen breiten Raum ein. Die Reihe der Aufsätze beschließt Ursula Rombeck-Jaschinski mit einem Blick auf „Die Zukunft des Rheins als internationale Verkehrsader von 1945 bis heute“. Thematisiert wird in diesem letzten Beitrag die Problematik der wiederherzustellenden „internationalen Rheinverwaltung“ nach dem Zweiten Weltkrieg sowie die Verschmutzung des Rheins und die daraus resultierenden Konsequenzen und Bemühungen - der Leser ist in der Gegenwart angelangt. Eine Weiterführung der Überlegungen mit Blick auf die internationalen wirtschaftlichen Folgen der Sperrung des Rheins nach dem Zweiten Weltkrieg böte sich an.

Ausgehend von der Grundannahme, dass sich Verkehrserschließung und produktives Wirtschaften wechselseitig bedingen, bietet die Publikation eine Fülle wichtiger Informationen zur politischen, verkehrs- und zollrechtlichen sowie zur ökonomischen Geschichte des Verkehrswegs Rhein vom Zeitalter der Territorialstaaten über den Nationalismus bis zum geeinten Wirtschaftsraum Europa. Sie füllt nicht nur eine Lücke in der bisher publizierten Literatur, sondern ist zweifellos gleichzeitig ein Denkanstoß für weitere Forschungen und Darstellungen auf diesem Gebiet. Gerade deshalb hätte man dem Band an vielen Stellen ein sorgfältigeres Lektorat gewünscht, etwa mit Blick auf das wenig überzeugende Nebeneinander verschiedener Gliederungsformen und auf offenkundige Versäumnisse bei der Korrektur. An einigen Stellen hätte man Redundanzen streichen können, an anderen wiederum wären inhaltliche Ergänzungen hilfreich gewesen, so etwa Informationen über die Beeinträchtigung der Rheinschifffahrt während des Ersten Weltkriegs, über den Wechsel von der Dampf- zur Motorschifffahrt oder über die epochemachende Eröffnung des Rhein-Main-Donau-Kanals Anfang der neunziger Jahre. Für Leser ohne Vorkenntnisse bleiben die von den Autoren uneinheitlich verwendeten Termini für die Niederlande ein nicht zu durchdringendes Wirrwarr. Mit Blick auf die Ausstattung würde eine bessere Druckqualität des Schwarz-Weiß-Kartenmaterials die Lektüre des Bandes erleichtern.

Lina Schröder

**Holger Schmenk: Xanten im 19. Jahrhundert, eine rheinische Stadt zwischen Tradition und Moderne, Köln 2008, 432 S.**

Über die Römer-, Dom- und Siegfriedstadt Xanten ist schon viel geschrieben worden. Dass sich noch Neues entdecken lässt, zeigt Holger Schmenk. Er wendet sich in seiner Dissertationsschrift einem bisher vernachlässigten Aspekt der Xantener Geschichte zu: der Entwicklung des kleinstädtischen Milieus in der Rheinprovinz im 19. Jahrhundert.

Die Wiederaufnahme der Bauarbeiten am Kölner Dom 1842 war Ausgangspunkt eines regelrechten „Restaurationsfiebers“, im Zuge dessen eine Vielzahl bedeutender Klöster und Schlösser wieder instandgesetzt wurden, darunter auch der Dom in

Xanten. Für seine Restaurierung wurde der kaum bekannte Kreisbaumeister Carl Sigismund Cuno (1823-1909) – Schmenk hat seinen Lebenslauf erstmals genau recherchiert – gewonnen, der sich große Verdienste für die Erhaltung der ursprünglichen Bausubstanz erworben hat. Von den Arbeiten am Dom gingen wirtschaftliche und touristische Impulse aus, die das städtische Wachstum förderten. Die wirtschaftliche Entwicklung Xantens im 19. Jahrhundert schritt dennoch nur sehr langsam voran, da die Kleinstadt zu weit entfernt war von den aufblühenden Zentren im Rhein-Ruhrgebiet. Die Verkehrswege waren nicht erschlossen, und Xanten lag seit dem 14. Jahrhundert nicht mehr am Rhein, der zentralen Wasserstraße der Region. Die Stadt lebte von Tabakanbau und Viehhaltung sowie Weidewirtschaft. Erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erlebte Xanten einen wirtschaftlichen Aufschwung durch die Eröffnung der Bosteler Bahn (1878). Die Transitstrecke zwischen Berlin und London erleichterte nicht nur den Gütertransport, sondern führte auch Auswanderer aus Polen, Russland und China nach Xanten. Auch das Wallfahrtswesen in Kevelaer führte Menschen nach Xanten. Es entstanden Hotels, Gasthöfe und Schankwirtschaften, ebenso Postkartenverlage, Buch- und Kunstläden.

Xanten war immer eine katholische Stadt (90% Katholiken). Als Reichskanzler Bismarck die strikte Trennung von Kirche und Staat forcierte und hoffte, durch die Eindämmung der Zentrumsparterie die katholische Kirche aus politischen Entscheidungsprozessen herausdrängen zu können, förderte die ultramontane Xantener Zeitung „Bote für Stadt und Land“ aktiv das katholische Milieu. Trotz aller Schikanen verfehlte Bismarck sein Ziel. Der Kampf gegen Katholiken verstärkte eher die innerkirchliche Solidarität, die Bindung an den Papst und die Identifikation mit dem Papsttum. Dies zeigte sich in Xanten in der erneuten Durchführung der Viktortracht, welche dem heiligen Viktor, einem zum Christentum übergetretenen römischen Soldaten, gewidmet ist, der im 4. Jahrhundert nahe dem heutigen Birten hingerichtet worden sein soll. Über seinen Gebeinen soll die Kaiserin Helena von Konstantinopel eine Kapelle errichtet haben, aus deren Name, Ad Sanctos (zu den Heiligen), der Name Xanten hervorging.

Sehr viel Sorgfalt verwendet Schmenk auf die Schilderung der „Buschhoff-Affäre“. Der fünfjährige Johann Hegmann wurde am 29. Juni 1891 mit durchgeschnittener Kehle in einer Scheune in Xanten gefunden. Die angebliche Blutleere der Leiche und die Art des Schnittes durch die Kehle führten zu dem Gerücht, dass es sich um einen Ritualmord handeln könnte. Der jüdische Metzger und Schächter Buschhoff, bei dem sich der Junge vorher aufgehalten hatte, wurde der Tötung verdächtigt. Der Vorfall markiert eine bedeutende Zäsur im „dynamischen Wandel“ (S.363) von einem guten Verhältnis zwischen den Religionen hin zu einem ablehnenden Verhältnis zwischen Christen und Juden. Buschhoff, seine Frau und seine Tochter wurden verhaftet, aber nach langwierigen Verhandlungen in Ermangelung von Beweisen wieder freigelassen. Der Fall Buschhoff kann als

Beleg dafür gelten, wie tief antijudaistische und antisemitische Stereotypen in weiten Kreisen der Bevölkerung verwurzelt waren.

Wie die kurzen Schlaglichter auf Holger Schmenks Studie zeigen, entwickelt der Autor in seiner Studie ein facettenreiches, bislang unbekanntes Bild von dem kleinstädtischen Milieu Xantens im 19. Jahrhundert, das dem Leser Entwicklung und Struktur der Kleinstadt detailliert und interessant vor Augen führt.

Uta Schmitz

**Klaus Schmidt: Glaube, Macht und Freiheitskämpfe. 500 Jahre Protestanten im Rheinland, Köln 2007, 416 S.**

Wenn man die Namen des Kunsthandwerkers Abraham Roentgen, des Poeten Heinrich Heine und des ehemaligen Bundespräsidenten Gustav Heinemann hört, bringt man sie nicht sofort in einen Zusammenhang. Dennoch gibt es etwas Verbindendes: alle drei sind Protestanten, die aus dem Rheinland stammen und die Geschichte des evangelischen Glaubens der Region mitgestaltet haben. Der Kölner Theologe und Historiker Klaus Schmidt erzählt die Geschichte von diesen und zahlreichen anderen Gläubigen und widmet sich, ausgehend von den Menschen, der Geschichte der rheinischen Kirche.

In sechs chronologisch angeordneten Kapiteln soll beleuchtet werden, was es im Laufe von 500 Jahren bedeutete Protestant zu sein. Erstmals wird dabei in einer Gesamtdarstellung der rheinischen Kirchengeschichte auch die Zeit nach 1945 berücksichtigt. Schmidt interessiert sich vor allem für die Handlungen und Ansichten der rheinischen Protestanten. Er will „mentalitäts- und alltagsgeschichtliche Aspekte“ (S. 12) innerhalb des sozialen und politischen Geschehens von der Reformation bis zum Ende der „Dekade zur Überwindung von Gewalt“ (S. 252) in der Gegenwart aufzeigen. Schmidt zeichnet die Geschichte des evangelischen Glaubens und der Kirche im Rheinland entlang bekannter politikgeschichtlicher Zäsuren nach. Um diese Geschichte als Teil der Alltagswelt auszuweisen, berichtet der Kölner Theologe vom Leben der Gläubigen, von mitunter erstaunlichen Leistungen und Schicksalen rheinischer Protestanten. Er gestaltet die narrativen Abschnitte mit entsprechenden biographischen Daten oder streut geschlossene kurze Biographien ein. Schmidt unterstreicht so, dass die Reformation in den Kurfürsten- und Herzogtümern des Rheinlands zum großen Teil von einfachen Predigern, Lateinlehrern und weltlichen Herren getragen wurde. Er schildert, wie nach der Anerkennung des reformierten Glaubens Anhänger verschiedener evangelischer Bewegungen sich in zurückgezogener Frömmigkeit übten oder aber wirtschaftliche und politische Erfolge verbuchten und wieder andere verfolgt wurden. Ebenso zeigt er, wie die Protestanten der Industriellen Revolution und der aufkeimenden Sozialdemokratie begegneten, einige mit sozialem Engagement,

viele mit großer Ablehnung. Seine ungeschönte Betrachtung der Haltung der evangelischen Kirche im Rheinland während der Weltkriege und der Zeit des Nationalsozialismus fällt positiv auf. Schmidt beschreibt, wie Glaube für politische Zwecke instrumentalisiert wurde und nur wenige Protestanten kritisch Stellung bezogen. Genauso macht er deutlich, dass nach 1945 die Auseinandersetzung der Kirche und ihrer Mitglieder mit ihren Fehlern nur zögerlich begann. Seit 1968 stellt er schließlich ein Umdenken fest, das Schuldeingeständnisse, innovative theologische Arbeit und Engagement gegen Ausbeutung, wirtschaftliche Ungerechtigkeit, Krieg und Gewalt einschließt.

Religion, so der bleibende Eindruck, ist in Schmidts Darstellung ein Teil der Lebenswelt, nicht nur theologisches Phänomen. Religionsgeschichte wiederum ist gleichermaßen ein Ausdruck spiritueller Erfahrung und religiös motivierten Handelns. Klaus Schmidt schenkt den Gedanken, Ideen und Überzeugungen der Protagonisten große Beachtung und bleibt so seinem mentalitäts- und alltagsgeschichtlichen Ansatz in erfreulicher Weise verpflichtet. Leider vermag dieser Ansatz nicht vollständig zu überzeugen. Die Auswahl der erwähnten Personen und Porträts bleibt unbegründet, lässt den Leser über Schmidts eigentliche Ziele im Unklaren und erweckt so den Eindruck einer gewissen Zusammenhangslosigkeit. Zwar sind die einzelnen Abschnitte unabhängig voneinander gut lesbar, doch Langzeitentwicklungen und Kausalitäten sind kaum erkennbar.

Das Ergebnis ist gleichwohl eine insgesamt gelungene Überblicksdarstellung des rheinischen Protestantismus, die zahlreiche Facetten der 500-jährigen Religionsgeschichte behandelt. Sie eignet sich für eine individuelle, flexible Lektüre. Den an Regional- und Religionsgeschichte interessierten Leser dürfte Klaus Schmidt mit seiner spürbaren Begeisterung für das Rheinland überzeugen. Als wissenschaftliche Studie lässt sie jedoch eine nachvollziehbare, bündige Untersuchung gezielt ausgewählter Aspekte vermissen.

Irina Grefen

Walter Stempel/Volker Kocks/Veit Veltzke (Hrsg.): *Wesel und der untere Niederrhein. Beiträge zur Rheinischen Geschichte*, Wesel 2006, 180 S.

Der Sammelband „Wesel und der untere Niederrhein. Beiträge zur Rheinischen Geschichte“, verfasst anlässlich des 25-jährigen Bestehens der Historischen Vereinigung Wesel e. V., vereint zehn Beiträge, die sich mit der Lokal- und Regionalgeschichte der Region Wesel und des unteren Niederrheins beschäftigen. Vier Aufsätze lassen sich zu dem Themenkomplex Brandenburg-Preußen zusammenfassen. Dazu zählen Horst Schroeders Artikel über den Glückwunsch aus Wesel zur Gründung der ersten Duisburger Universität Mitte 1600, Jürgen

Kabierschs Aufsatz über die Ostseite des Berliner Tores als Spiegel altpreußischer Ideologie, Helmut Langhoffs Beitrag über Konstantin Nathael von Salénmon (1763-1788), der die preußische Militäradministration in den Mittelpunkt stellt, und schließlich die Ausführungen Werner Köhlers zur Bedeutung des preußischen Zolls in Wesel bis 1919. Die Beiträge von Martin Wilhelm Roelen und Walter Stempel nehmen die Weseler Vorstadt Mathena näher in den Blick: die wirtschaftliche Situation im Mittelalter sowie die Geschichte der Mathenakirche. Ein weiteres Themenfeld eröffnen die Aufsätze von Veit Veltzke und Günter Warthuysen, die sich mit den Beziehungen Frankreichs zum Niederrhein auseinandersetzen. Napoleons Besuch in Wesel 1811 dient Veltzke als Beispiel für die gewachsene Bedeutung der Stadt und ihres Umlandes. Zugleich erklärt er den Besuch auch vor dem Hintergrund der damaligen innenpolitischen Situation in Frankreich. Die Auseinandersetzung mit dem Nachbarstaat Frankreich spielt auch in Warthuysens Beitrag eine Rolle, der den Konflikt zwischen Frankreich und den kleinen Orten und Klöstern des Niederrheins zur Zeit Ludwigs XIV. beschreibt. Hermann Knüfers Aufsatz beleuchtet am Beispiel der Geschichte des Andreas-Vesalius-Gymnasiums in Wesel die Frauenemanzipation ab Mitte des 19. Jahrhunderts im Kontext gesellschaftlicher, politischer und technischer Umbrüche, die in die Zeit der Gründung des Gymnasiums fielen. Er verfolgt diesen Aspekt bis in die Gegenwart und betrachtet die Wandlungen im Verständnis der Rolle der Frau über diesen Zeitraum. Volker Kocks widmet sich der Entwicklung der Wappen und Siegel Wesels seit der Gründung der Stadt 1241.

Ohne den Anspruch zu erheben, einen chronologischen Überblick über die Geschichte der Stadt Wesel und des unteren Niederrheins zu geben, bietet der Sammelband doch eine interessante Zusammenstellung regional wie überregional relevanter Themen. Zahlreiche Abbildungen unterstützen die Anschaulichkeit des Bandes, der vor allem lokalgeschichtlich interessierte Leser ansprechen wird.

Luzie Lohmann

**Jens Thiel: „Menschenbassin Belgien“. Anwerbung, Deportation und Zwangsarbeit im Ersten Weltkrieg, Essen 2007, 426 S.**

Anwerbung, Deportation und Zwangsarbeit – diese Begriffe sind in der Regel eng mit dem Zweiten Weltkrieg verknüpft. In der wissenschaftlichen Diskussion nach 1945 fanden Deportationen und Zwangsarbeit in Belgien während des Ersten Weltkrieges dagegen kaum Beachtung. Dies änderte sich auch in den sechziger Jahren im Zuge der Fischer-Kontroverse und der zunehmenden Beschäftigung mit der deutschen Kriegszielpolitik nur bedingt. Für die siebziger Jahre sind u.a. die Arbeiten von Friedrich Zunkel, Wolfram Pyta und Ulrich Herbert hervorzuheben. Die Deportationen aus Belgien wurden einerseits als bedeutende geschichtliche

Zäsur betrachtet, andererseits in große Kontinuitätslinien eingeordnet. Zu Beginn der neunziger Jahre nahm das Interesse an diesem Thema verstärkt zu. Grundlegende Studien zur deutschen Besatzungspolitik, sowie zur Wirtschafts-, Sozial- und Arbeitskräftepolitik fehlen jedoch weiterhin. Jens Thiel hat es sich in seiner Dissertationsschrift zur Aufgabe gemacht, diese Lücke zu schließen und stellt sich dabei vor allem die Frage, inwiefern die Deportationen in den Kontext eines zunehmend totaler werdenden Krieges und in die deutsche Besatzungspolitik einzuordnen sind. Er liefert damit das bisher ausführlichste und umfangreichste Werk zu diesem Thema.

Thiel klärt in seiner chronologisch gegliederten Arbeit zunächst die historischen Ausgangsbedingungen für die Deportationen. Er entwirft ein Bild der Situation in Belgien vor 1916 und der deutschen Sozialpolitik im besetzten Gebiet. Als zentralen Grund für die Entscheidung für die Deportationen macht Thiel die wirtschaftliche Lage Deutschlands aus. Sehr aufs Detail bedacht, widmet er sowohl den Befürwortern als auch den Gegnern der Deportationen viel Aufmerksamkeit und zeichnet ein gut begründetes Bild der damals vorherrschenden Stimmungen. Am Beispiel rheinischer Industrieller wie Carl Duisberg oder Walter Rathenau zeigt er, welchen Einfluss die Industrie auf politische Entscheidungen hatte. Thiel vermeidet dabei ganz bewusst moralische Wertungen und Schuldzuweisungen. Auf diese Weise gelingt es ihm, die Klärung des Ursachengeflechts, das zur Entscheidung für die Deportationen führte, in den Mittelpunkt zu rücken. Thiel beschränkt sich jedoch nicht auf die Darstellung der Deportationen vom Herbst 1916 bis Februar 1917. Er beschäftigt sich auch mit der Zeit danach, da Zwangsarbeit bis zum Ende des Ersten Weltkrieges in Form von Anwerbungen weiterhin stattfand, begünstigt durch das Druckmittel, dass Deutschland jederzeit wieder Deportationen durchführen könne.

Thiel legt einen seiner Schwerpunkte auf die weitreichenden, bisher unterschätzten Auswirkungen der Deportationen aus Belgien auf staatenpolitischer Ebene insbesondere während des Ersten Weltkrieges. Immer wieder weist er auf den schon im Vorfeld drohenden Kriegseintritt der USA hin und kommt letztendlich zu dem Schluss, dass die Deportationen belgischer Arbeiter eindeutig ein schlechtes Licht auf Deutschland warfen. Dies sei ein wesentlicher Faktor, der dazu führte, dass die USA ihre neutrale Haltung aufgaben. Er zeigt in diesem Zusammenhang den mangelnden Weitblick der deutschen Regierung auf, da diese schwerwiegenden und auch kriegsentscheidenden Folgen durchaus absehbar gewesen wären.

Im letzten Kapitel gibt Thiel einen Ausblick auf die Auseinandersetzung mit der Zwangsarbeit zwischen 1918 und ihrem Ende bis 1933 und charakterisiert die Zwangsarbeit und die Deportationen in den Jahren 1916 und 1917 als Erfahrungshintergrund für den Zweiten Weltkrieg. Ein direkter Vergleich sei hingegen nicht möglich, da sich die Deportationen im Zweiten Weltkrieg durch eine später extrem radikale und gewalttätige Umsetzung deutlich von den Geschehnissen während des

Ersten Weltkrieges unterschieden. Er warnt ausdrücklich davor, lediglich Kontinuitätslinien aufzuzeigen, und macht dagegen eine Sichtweise stark, welche die Arbeitskräftepolitik in Belgien von 1914 bis 1918 als eigenständige historische Erscheinung betrachtet.

Insgesamt ist Thiels Arbeit sehr gelungen. Er leistet eine beeindruckende und detaillierte Quellenarbeit und gibt einen umfassenden Überblick über Zwangsarbeit und Deportationen während des Ersten Weltkrieges. Jedoch hätten durch die Kürzung einiger Passagen Wiederholungen vermieden werden können. Wer sich mit Deportation und Zwangsarbeit, mit der deutschen Politik im Ersten Weltkrieg oder allgemein den zwischenstaatlichen Beziehungen in Europa zu dieser Zeit beschäftigt, findet in Thiels Werk neue, bisher außer Acht gelassene Aspekte und Anregungen für weitere Forschung.

Dorothee Großmann